

ZUM GELEIT

Vor vierzig Jahren um diese Zeit und diese Stunde sahen die Fischer am Frischen Haff, die ihre Netze von den Pfählen nahmen, einen jungen Studenten jeden Morgen durch die betauten Wiesen nach dem hohen Walde gehen. Die Sonne stieg gerade auf, der Tau funkelte auf den Gräsern, und die ersten Reiher flogen von ihren Schlafbäumen nach der weiten, rötlich schimmernden Wasserfläche. Der Kuckuck rief, die heilige Frühe stand feierlich über der Welt, und die Fischer machten sich ihre schwerfälligen Gedanken über den jungen Menschen, der vor Tau und Tag ein sicheres, warmes Haus verließ, um über die nassen Wiesen zu streifen. Der ab und zu stehenblieb, um den Reihern nachzusehen oder nur in den großen, leeren Himmelsraum zu blicken, als höre er dort Stimmen, die sie nicht hörten, und sehe Gestalten, die sie nicht sahen. Und der dann schließlich in dem fernen blauen Walde verschwand, der den Horizont umsäumte, wie ein Wanderer verschwindet, oder ein Gerufener, oder ein Verzauberter.

Der junge Student war der Hofmeister zweier nicht viel jüngerer baltischer Barone, die bei der lettischen Revolution mit ihren Eltern die Heimat hatten verlassen müssen und nun hier seßhaft geworden waren für ein paar 1 Jahre. Er trug einen schäbigen Jagdanzug, ein Gewehr über der Schulter und in seiner Tasche ein kleines Buch, in das er von Zeit zu Zeit Bilder oder Gespräche aus dem ersten Roman eintrug, an dem er schrieb. Und da er ein Kind der großen Wälder war, von Kind an gewohnt, Freuden und Schmerzen unter den hohen Wipfeln mit sich auszumachen, da auch sein Dienst nicht allzu schwer war und nicht zu früh begann, so verließ er an jedem Morgen das schlafende Haus, von jungen Plänen und Gesichtern bedrängt, und dachte, eine Seite der Unsterblichkeit schon heimzubringen, ehe Leben und Arbeit auf dem Gutshofe und in dem Hause erwachten.

Denn seiner Unsterblichkeit war er als ein junger, ungeprüfter Mensch so ziemlich gewiß.

Zum Geleit

Der Roman hieß Der Buchenhügel, und er hatte ihn begonnen, als er Frenssens "Jörn Uhl" gelesen hatte. Es hatte ihm geschienen, als könnte dieses Buch viel besser geschrieben werden, und eben damit war er beschäftigt.

Vierzig Jahre später nun, um die gleiche Zeit und die gleiche Stunde, sitze ich auf der Altane über dem Garten und beginne, an diesen Blättern zu schreiben. Die Sonne geht gerade auf und wirft ein rötliches Licht auf die Zweige der Apfelbäume, die über das Geländer hängen und mit einer verwirrenden Fülle von Blüten überschüttet sind. Der Kuckuck ruft wie damals aus dem nahen Walde, und das Gebirge liegt blau und großartig am Saume der schweigenden Welt. Die heilige Frühe steht über der Erde wie damals, aber es sind keine Fischer da, die Reiher fliegen nicht nach einem großen Wasser, und auch der Unsterblichkeit ist der Schreibende nicht mehr ganz so gewiß. Ja, er denkt mit einem stillen Lächeln an dieses große Wort, und wenn er einen Blick auf das Manuskript jenes ersten Romans wirft, das neben ihm liegt, auf die große, deutliche, kindliche Handschrift eines schlafwandlerisch Beginnenden, und den Blick von dort zurückwendet auf die winzige, kaum leserliche Schrift dieser Blätter, die er nun beginnt, ermißt er schon daran, wie Jahre und Jahrzehnte dahingegangen sind. Die Zeit, die große schweigende Zeit, die über Handschrift und Pläne schweigend hingegangen ist. Das Wandelnde, das Verändernde, das still Begrabende und still wieder Ausäende. Und er streift mit der linken Hand leise über den Apfelblütenast und meint, daß alles Notwendige wohl gut und in der guten Ordnung sei.

Wozu schreibt einer sein Leben auf, wenn es nun langsam zur stillen Neige geht? Die Narren schreiben ihre Weisheit auf und die Weisen ihre Irrtümer. Die Kinder ihre Träume vom Großsein und die Großen ihre Kinderzeit. Und aus allem webt sich wohl das Gewebe, das wir das Leben nennen, das große, schöne, schwere und ganz und gar rätselhafte Leben. Und da wir nicht fertig geworden sind damit, keiner von uns, so lassen wir es wie ein Feld, das wir nicht beendet haben zur Nacht, und lassen den Spaten oder den Pflug darin stehen und denken, daß wir morgen ihn wieder in die Hand nehmen werden, oder ein anderer werde es tun, ein Sohn oder ein Enkel, oder ein Fremder, der sich des verlassenen Feldes erbarmen werde. Wir fangen immer nur an, wir sind immer nur in der heiligen Frühe, und das Beste, was wir tun oder schreiben können, ist immer eine unvollendete Symphonie in Moll.

Nur die Toren werden denken, daß einer um des Ruhmes oder der Eitelkeit willen schreibt. Die anderen aber wissen, daß unser Werk und Ziel die Aussage ist, wie eines anderen Werk und Ziel ein Acker ist, oder die Berechnung der Sternbahnen, oder die angebliche Lenkung einer Stadt oder eines Volkes. Die Aussage über ein Stück Schicksal eben, das Auseinanderflechten und Durchsichtigmachen, und Knoten und Fehler sind so wichtig wie Glanz oder Farbe. Daß einer es einmal lesen kann, heute oder in kommenden Tagen, wenn das Herz ihm schwer ist und die Augen ratlos sind. An einem Herbstabend vor dem Kamin etwa, wenn die Toten still an den Wänden sitzen, die Verlassenen, die Gekränkten; oder auch in der Dämmerung eines Kerkers, wenn das letzte Klirren der Schlüssel verstummt und die lange, schwere, hoffnungslose Nacht kommt. Daß er ein bißchen Klarheit daraus gewinne, die Erkenntnis einer Art von Gesetzlichkeit, eines Wachstums, eines stillen Werdens. Und aus allem diesem doch einen bescheidenen Trost. Daß der Mensch nicht ganz verloren sei auf dieser dunklen und gewaltsamen Erde, wenn er nur still und geduldig einem Gesetz folge, und möge er es auch selbst aufgerichtet haben über seinem staubigen Weg.

Wir dürfen nichts hinzusetzen und nichts verschweigen, ebenso wie vor einem Tisch der Richter. Und wie vor diesem Tisch sollten wir wohl vor unserem Leben und vor einem solchen Buch über das Leben nichts anderes sagen als die schwere und einfache Formel: "So wahr mir Gott helfe!"

Der Vorläufer dieses Buches hieß Wälder und Menschen, und der Glanz der Jugend war noch über seine Blätter gebreitet. Die Wälder sind noch da, verlorene und nie mehr zu betretende Wälder. Von den Menschen sind die meisten dahingegangen, wie "Schatten auf Erden". Und statt des Glanzes der Jugend ist nun das andere in diesen Blättern, das sich Verwirrende und Verdunkelnde, das sich nun langsam wieder in das klare Abendlicht hebt. Das Leben, wie wir es heißen. Arbeit und Amt, Liebe und Tod, Irrtum und Schuld, Saat und Ernte.

Und am Ende das große Bereitsein zum großen Abschied.

"Denn wir sind von gestern her und wissen nichts, weil unsre Tage nur ein Schatten auf Erden sind."

+++ <http://www.ernst-wiechert.de> +++ Bogdan Dumala -> Berlin +++ kontakt@ernst-wiechert.de +++ info@ernst-wiechert.de +++

Zum Geleit

+++ Mit freundlicher Genehmigung der Buchverlage LangenMüller Herbig nymphenburger, München +++ <http://www.herbig.net> +++